

Paradigmenwandel

Ein Interview

Roland Benedikter

Was sind und wie wirken Grundüberzeugungen in unserer Zeit? Über „Paradigmen“ und „Paradigmenveränderungen“ in der heutigen politischen und sozialen Sphäre - und die Folgen. Ein Gespräch mit Roland Benedikter, Stanford Universität. Die Fragen stellte Thomas Stöckli MA, Direktor des Instituts für praxisorientierte Forschung Solothurn, Schweiz.

Frage: Beobachter, Kommentatoren, Wissenschaftler und Medien sprechen heute immer öfter von einem Paradigmenwandel: in der Politik, der politischen Kultur, der zugrundeliegenden sozialen Sphäre. Von einem solchen Paradigmenwandel ist für die Gesellschaften Europas die Rede, aber auch im Hinblick auf das Verhältnis zwischen Europa und den USA seit dem Amtsantritt von Barack Obama im Januar 2009. Das Wort „Paradigmenwandel“ wird dabei sowohl sehr allgemein wie auch ganz konkrete Einzelfragen betreffend gebraucht, wobei der Zusammenhang zwischen großen, mittleren und kleinen Dimensionen nicht immer ganz durchsichtig ist. Der „Paradigmenwandel“ wird außerdem auch ganz unterschiedlich terminisiert; manche setzen ihn (oder Teilaspekte) mit den Terroranschlägen des 11. September, manche mit den Reformen der Schröder-Ära, andere wiederum mit der Finanz- und Wirtschaftskrise 2007-10 an.

Benedikter: Ja. Wir haben gegenwärtig sowohl eine synchrone Schichtung des Begriffs wie eine diachrone Streuung. Sehr allgemein wird das Wort gebraucht für aktuelle Systemveränderungen 1. in der Wirtschaft nach der Finanzkrise 2007-10, wo manche das Ende des bisherigen Leitparadigmas, des Neoliberalismus gekommen sehen; 2. im Bereich der Politik, wo mit der Entstehung einer multipolaren Welt der „wettstreitenden Modernitätskonzepte“ („competing modernities“) und dem Auftreten neuer Weltmächte wie China und Indien das Ende der von den USA ausgerufenen „Neuen Weltordnung“ naht; 3. im Bereich der Kultur, wo mit dem Auftreten neuer Idealismen und Essentialismen das bisherige Leitparadigma des Westens, die „Postmoderne“ an ein Ende zu kommen scheint; und 4. im Bereich der Religion, wo Bewegungen in Richtung mehr Demokratie, aber auch innere Richtungskämpfe in praktisch allen Weltreligionen, die bis an Spaltungstendenzen reichen (zum Beispiel in der anglikanischen Kirche,

aber auch in Teilen des Islam) und bisherige Paradigmenformationen preiszugeben scheinen. Detailliert für unterschiedlichste Einzelfragen gebraucht wird der Begriff zum Beispiel für den „Paradigmenwechsel“ der internationalen Diplomatie nach WikiLeaks; für Großbritannien nach der Machtübernahme der Tories von David Cameron; für den Bewusstseinswandel in Umweltfragen der USA nach dem Ölleck im Golf von Mexiko; für das angeblich schleichende Ende der europäischen Sozialstaaten; für die globale „Renaissance der Religionen“, seit einigen Jahren auch in Europa; aber auch für Obamas globalpolitische Orientierungsänderung, nämlich sein Umsteuern des US-Schiffes vom Atlantik in den Pazifik. Der Begriff wird also sowohl für ökonomische, politische, kulturelle und religiöse Veränderungen benutzt, wobei der Zusammenhang nicht immer klar wird: Handelt es sich um eine große, zusammenhängende und in ihren Einzelaspekten (wenn auch komplex) vernetzte Systemveränderung, oder sprechen wir von relativ unabhängigen Entwicklungen auf verschiedenen Gebieten, die unterschiedliche Geschwindigkeiten, „Tiefen“ und Wirkungen aufweisen?

Frage: In der Tat: Meist bleibt die Rede vom „Paradigmenwandel“ anregend, insgesamt aber eher diffus. Klären wir also zunächst das Grundsätzliche. Was versteht man eigentlich unter „Paradigma“? Und was wäre also ein „Paradigmenwandel“?

Benedikter: Ein Paradigma ist ein erkenntnisleitendes Vorurteil einer bestimmten Zeit, das die Kraft hat, gesellschaftliche Klassen und Gruppen auf gemeinsame minimale Grundüberzeugungen hin auszurichten, sowie grundlegende Diskurs- und Ordnungs-Sphären wie Wirtschaft, Politik, Kultur, Wissenschaft und Religion einer bestimmten Gesellschaft zu einem bestimmten Zeitpunkt auf kleinstem gemeinsamem Nenner in ihrer Grundausrichtung und in wichtigen Aspekten ihres Basiskonsensus zu vereinigen. Ein „Paradigma“ ist also in gewisser Weise der Zeitgeist in der Gestalt eines meist nicht formalisierten oder institutionalisierten, sondern „schweigenden“ Konsenses, der darüber befindet, was als politisch, sozial, kulturell oder wissenschaftlich korrekt gilt. Weil dieser Konsens schweigend ist, ist ein „Paradigma“ etwas Kulturelles. Es ist ein Aspekt der Kulturdimension, das alle anderen Dimensionen wie Wirtschaft, Politik und Religion in sich aufnimmt, sich aus ihnen ergibt, und umgekehrt sie alle dann rückwirkend beeinflusst. Wenn man heute von einer Paradigmenveränderung spricht, dann meint man damit, dass sich das zuletzt verbindliche erkenntnisleitende Vorurteil in der Kultur ändert - so wie es sich in den europäischen und westlichen Kulturen ja mittlerweile alle paar Jahre ändert. Insofern ist ein Paradigmenwandel nichts Einmaliges oder Außergewöhnliches, sondern im Gegenteil etwas, das immer wieder und auch immer häufiger vorkommt.

Frage: Inwiefern?

Benedikter: In den Sozialwissenschaften herrscht heute weitgehend Übereinstimmung darüber, dass die Zeit zwischen Paradigmenänderungen immer kürzer wird, weil sich - nicht zuletzt durch den wachsenden Einfluss

von Wissenschaft und Technik - das Innovationstempo von Kultur und Gesellschaft ständig erhöht. Damit verkürzt sich die Geltungsdauer von allgemein kulturprägenden Grundüberzeugungen. Der Schweizer Wissenschaftsphilosoph Hermann Lübbe hat dafür einmal den (zugegebenermaßen nicht sehr schönen) Ausdruck der „Gegenwartsschrumpfung“ geprägt. Auf diese antworten die „postmodernen“ europäischen und anglo-amerikanischen Gesellschaften mit einer „zivilisatorischen Selbsthistorisierung“ - das heißt mit dem musealen Festhalten und Erforschen von, aber auch mit dem (nicht selten ironischen) Spielen mit vergangenen „Paradigmen“ oder allgemeingültigen erkenntnisleitenden Vorurteilen, das heißt mit Kultur- und Geltungsmodellen, die in ihnen früher einmal das Zentrum des Selbstverständnisses bildeten.

Frage: Das Interesse an einer solchen „zivilisatorischen Selbsthistorisierung“ ist in den vergangenen Jahren geradezu explodiert - man denke nur an den kulturwissenschaftlichen Trend, die 1970er, 1980er oder 1990er Jahre Revue passieren zu lassen, zum Beispiel in Musik, Mode, Wissenschaftsdebatten, Kunstwerken, Büchern, welche die Unterscheidung zwischen „Dazugehörigen“ und „Außenseitern“ thematisieren.

Benedikter: Ja. Denn die „zivilisatorische Selbsthistorisierung“ hat viele Erkenntnisvorteile. Wenn man in die Vergangenheit schaut, dann sieht man relativ leicht, wie künstlich und zeitbedingt viele „paradigmatische“ Grundüberzeugungen waren - und demnach auch heute sind, jedenfalls aus der Sicht derjenigen, die nach uns kommen werden. Eben solche kontextbedingten Grundüberzeugungen aber konstituieren das „erkenntnisleitende Vorurteil“ ihrer jeweiligen Zeit. Paradigmen sind etwas nicht völlig Rationales, sondern leben im Grunde auch viel von Irrationalem, aber es gibt sie zu jeder Zeit. Sie ergeben sich aus dem Zusammenwirken der wirtschaftlichen, politischen, kulturellen und religiösen Konstellation an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit für eine bestimmte Dauer.

Frage: Als aus der Gesellschaft hervorgehende Grundüberzeugungen prägen sie umgekehrt aber auch ihrerseits die Gesellschaft?

Benedikter: Richtig. Paradigmen stehen mit ihrer Zeit immer in einem Wechselverhältnis. Sie wirken dabei ähnlich wie Mythen: Sie bestätigen und stabilisieren dasjenige, was ist. Paradigmen sind nicht Motoren der Veränderung, sondern Garanten des Gleichbleibens der Verhältnisse. Die Verhältnisse ändern sich aber zwangsläufig. Daher müssen „Paradigmen“ früher oder später immer neuen, anderen Paradigmen weichen - und seien sie auch noch so tief in einer Zeit, einer Kultur oder einer Gesellschaft verankert. Das widerspricht eigentlich ihrem Anspruch, das zu definieren, was Geltung beanspruchen darf, und das auszuschließen, was keine Geltung beanspruchen darf. Insofern ist ein „Paradigma“ auch immer etwas Paradoxales: Es beansprucht, richtig und falsch zu definieren, und wird doch immer wieder von einem neuen „Paradigma“ abgelöst, das richtig und falsch (zumindest bezogen auf ihre Gesellschaftsvalenz, ihren Verbindlichkeitsgrad und ihre Praxisanwendung) wieder neu und anders definiert.

Frage: Was sind die Vor- und Nachteile von „Paradigmen“? Immerhin beruht ja die kulturelle Logik der westlichen Gesellschaften auf einer ständigen Abfolge neuer Paradigmen, die temporär herrschen und dann wieder verschwinden. In anderen, nicht-westlichen oder vor-modernen Kulturen wie zum Beispiel in Indien oder bei den Aborigines gibt es einen solchen Wandel nicht.

Benedikter: Das ist zumindest dann teilweise richtig, wenn wir das historisch sehen und die universale Technologisierung und Verwestlichung der vergangenen 200 Jahre ausklammern. Der Vorteil (wenn man dieses Wort hier überhaupt verwenden kann, denn es handelt sich um eine Tatsache eher als einen Vorteil) von „Paradigmen“ ist, dass man, wenn man sich mit ihnen beschäftigt, die Zeitbedingtheit von kulturellen Grundüberzeugungen erkennt, weil diese sich immer wieder wandeln. Der Nachteil ist, dass sich der Wahrheits- und Wissenschaftsbegriff, aber auch jede Wertevorstellung in Kulturgeschichte aufzulösen droht, wenn man sich einseitig an Paradigmen orientiert. Man hat dann früher oder später unweigerlich den Eindruck, dass letztlich nur künstliche, zeitbedingte kollektive Vorurteile als „Wahrheit“ gelten, die sich aber immer wieder, und in immer kürzeren Abständen, als bloße Vorurteile herausstellen. Gibt es also überhaupt keine „Erkenntnis“ oder gar „Wahrheit“, sondern nur die historische Abfolge von kulturellen Sichtweisen? Das kann das Ergebnis sein, und das führt zu einem Relativismus und Nihilismus in der Wissenschafts-, Kultur- und Gesellschaftsbeachtung. Das würde ich als Problem ansehen, da es der Existenz eines gesunden Wertezentrums in einer Gesellschaft widerspricht. Eine Gesellschaft braucht jedoch meiner Meinung nach gewisse Werte, die nicht von vornherein als relativ oder zeitbedingt gelten, und auf die sich alle ihre Teilnehmer verlassen können, um stabil und fruchtbar zu bestehen. Das ist übrigens auch in der heutigen Kulturanalyse und Soziologie vergleichsweise unumstritten.

Frage: Zum Beispiel?

Benedikter: Zum Beispiel die Gesellschaftsform der Demokratie: sie braucht die „essentielle Überzeugung“ oder den „Werteabsolutismus“, dass Pluralismus, Vielfalt der Meinungen und Wettstreit der Ideen besser, produktiver und humaner sind als Hierarchie, Meinungsübereinstimmung und Durchsetzung einiger weniger „starker“ Ideen. Wenn man aber davon ausgeht, dass diese Werteüberzeugung eigentlich kein wirkliches Fundament im Wesen von Gesellschaft und Mensch hat, sondern eigentlich nur ein „Paradigma“, das heißt eben: ein zeitbedingtes Vorurteil einer bestimmten Gesellschaft zu einer bestimmten Zeit ist, dann hat Demokratie als solche eigentlich kein stabiles kulturelles Fundament. Und das kann ein Problem darstellen.

Frage: Ähnlich ist es wohl mit den Menschenrechten als Teil der weltanschaulichen und philosophischen Basis von Demokratie. Die wichtigsten Denker der „Postmoderne“ wie Jacques Derrida oder Michel Foucault haben in den 1980er und 1990er Jahren die Menschenrechte als rein „westliche Paradigmen“

interpretiert - sehr zur Freude von nicht-demokratischen Regimes wie China oder dem Iran.

Benedikter: Richtig. Wer davon ausgeht, dass die Menschenrechte nur eine „kulturelle Erfindung“ des Westens darstellen, aber eigentlich kein Fundament in einer „essentiellen“ Wirklichkeit haben, weil es eine solche „essentielle“ Wirklichkeit gar nicht gibt, wie die „Postmodernen“ behaupteten - und bis heute behaupten -, der hebt die Menschenrechte als Grundlage einer vernunftorientierten, humanen Politik eigentlich in ihrem Zentrum auf. Denn die Menschenrechte beruhen auf der Annahme, dass jeder Mensch einen unverletzlichen, „substantiellen“ Wesenskern besitzt, der seine unantastbare Würde jenseits aller Kulturen, Weltanschauungen und Zugehörigkeiten ausmacht. Das heißt, die Menschenrechte beruhen auf der Annahme, dass es „essentielle“, zeitüberdauernde und universale Dimensionen des Menschseins gibt, die sich der oben beschriebenen „Paradigmenlogik“ entziehen. Sie gehen davon aus, dass eben nicht alles nur ein Paradigma ist, sondern dass es zumindest in einigen Bereichen „substantielle“ Dimensionen der Wirklichkeit gibt. Die „postmodernen“ Denker zwischen 1968 und dem 11. September 2001 haben aber behauptet, alles bestehe nur aus Paradigmen. Damit haben sie die Menschenrechte faktisch ihres Geltungsfundaments beraubt - und in der Tat zumindest indirekt anti-individualistischen und anti-pluralistischen Gesellschaften wie zum Beispiel dem kommunistischen China in die Hände gearbeitet, das sich ja seit jeher notorisch gegen die Idee der Menschenrechte wehrt und diese immer schon als bloße westliche Kulturerfindung von nur temporärem Wert abgekanzelt hat.

Frage: Auch das ist paradox.

Benedikter: Ja, weil „postmoderne“ Denker wie Michel Foucault, Jean Francois Lyotard oder Jacques Derrida, welche ihre Zeit ja akademisch auf beiden Seiten des Atlantik im Hinblick auf ihre erkenntnisleitenden kulturellen Vorurteile (das heißt „paradigmatisch“) beherrscht haben, sich als liberale Befreier verstanden. Sie waren eigentlich Anarchisten, die jeden Geltungsanspruch hinterfragen, wenn nicht gar untergraben wollten, um für die „totale“ Befreiung des Individuums zu sorgen. Dazu wollten sie nicht nur das „individuelle Allgemeine“ der Menschenrechte abschaffen, sondern auch jede „allgemeine“ Existenz von „Substantiellem“ in der Welt überhaupt zum bloßen „Paradigma“ erklären. Aus heutiger Sicht wird immer klarer, dass dies gerade im Hinblick auf die wichtigsten „substantiellen“ Kernideen des Liberalismus selbst ein Eigentor war. Ein Großteil der europäischen Human- und Gesellschaftswissenschaften ringt aber immer noch mit diesem Paradoxon.

Frage: Worum geht es, wenn wir diesen Zustand produktiv weiterentwickeln wollen?

Benedikter: Es geht darum, eine Unterscheidung zu treffen, wo „Paradigmen“ tatsächlich wirken und wo man also, wenn man mit ihrer Hilfe die Dinge betrachtet, zu sinnvollen und zutreffenden Erkenntnissen kommt, und wo sie nicht wirken und man

mit ihrem Begriffs- und Anschauungsinstrumentarium eher an den Dingen vorbeigeht. Ich denke, diese Unterscheidung ist eine zentrale Voraussetzung, um die heutigen Kultur- und Gesellschaftswissenschaften weiterzuentwickeln. Wir brauchen diese Unterscheidung, um mehrdimensionaler und komplexitätsfähiger zu denken, das heißt um an die vielschichtige Gestalt unserer Zeit heranzukommen.

Frage: Wie können wir uns diese Unterscheidung vorstellen?

Benedikter: Ungefähr so: Paradigmen gibt es, und sie sind wirksam, auch im eigenen, individuellen Bewusstsein desjenigen, der ihnen kritisch gegenübersteht, und in seiner Sicht auf die Welt (so auch, wenn ich das jetzt sage, in meinem eigenen Bewusstsein hier und jetzt). Aber sie wirken nicht überall, und man kann mit ihnen nicht alles erklären. Wir müssen den irrationalen Glauben an die Universalität von Paradigmen, den die „Postmoderne“ in den vergangenen 30 Jahren etabliert und zum Maßstab akademischer, kultureller und zum Teil auch politischer Korrektheit gemacht hat, neu mit der empirisch nüchternen Identifikation von „Essenzen“ verbinden. Das bedeutet: Wir brauchen eine neue Verbindung von „Nominalismus“ und „Geistrealismus“ - in rationaler, aufgeklärter und wissenschaftsfähiger Weise. Dann kann sich ein „Paradigmen“-Verständnis entwickeln, wo man sieht: „Paradigmen“ wirken als Kulturfaktoren im weitesten Sinn, das heißt überall dort, wo die Realität vom Zusammenwirken von Menschen abhängt. Sie erreichen aber nicht die Ebene der Natur, und auch nicht die Ebene des „Wesens“ des Menschen oder der Gesellschaft als solcher. Wenn wir in solcher Blickrichtung uns fragen: Wo gehören Paradigmen eigentlich hin, sind wir auf dem richtigen Weg. Man wird dann weder leugnen, dass sie größten Einfluss haben (und weiterhin haben werden), noch sich dazu hinreissen lassen, sie als allgemeingültig und universal für alle Bereiche des Lebens zu erklären.

Frage: Ist das nicht ein wenig wie mit einem verwandten Beispiel, das mir dazu einfällt: Mit Goethes „anschauender Urteilskraft“? Sie wäre wohl das Gegenbeispiel zum „postmodernen“ Paradigmenfetischismus - ein Beispiel für die Überziehung von Geltungsansprüchen diesmal nicht aus „nominalistischer“, sondern aus „geistrealistischer“ Sicht.

Benedikter: Ich stimme dem voll und ganz zu. Manche behaupten, das damit beschriebene Methoden-Prinzip einer „nominalistisch-realistischen“ Anschauung der „Idee in der Wirklichkeit“ (beziehungsweise in der sinnlichen Wahrnehmung) sei universal, lasse sich also sowohl für die Betrachtung der Natur, als auch der Gesellschaft und des Menschen an sich anwenden. Ich bin der Meinung, Goethe hat dieses Prinzip nur für die Naturbetrachtung postuliert, nicht oder nur sehr eingeschränkt aber für die Gesellschafts- und Menschenbetrachtung, weil es dort kontraproduktiv, ja sogar schädlich wirken kann. Und vor allem, weil es dort eigentlich nicht hingehört seinem ganzen Grundcharakter nach. Weil heute beide Seiten: die nominalistische und die geistrealistische Seite gewisse

Schwierigkeiten haben, ihre je berechtigten Geltungsansprüche innerhalb vernünftiger Grenzen geltend zu machen, ist es wünschenswert für alle, vor allem aber für die Entwicklung eines ausbalancierten Gesamt-„Paradigmas“ für unsere Zeit, wenn wir versuchen, einen „Meridian“ zu bilden: Ein „mittleres“ Paradigma, in dem sich Nominalismus und Geistrealismus wirklichkeitsorientiert verbinden und sich dabei gegenseitig, soweit nötig, auch korrigieren.

Frage: Sie sprechen in Ihren Schriften davon, dass die „Postmoderne“ und damit auch ihr „Paradigmenfetischismus“ heute an ein Ende kommen. Inwiefern können wir heute für die europäischen und anglo-amerikanischen Gesellschaften von einem „Paradigmenwechsel“ sprechen?

Benedikter: Ich würde bewusst nicht von einem „Paradigmenwechsel“, sondern von einem „Paradigmenwandel“ sprechen. Paradigmen „wechseln“ nicht abrupt (wie das Wort nahelegt), sondern sie wandeln sich langsam und stetig. Oft überlagern sich Paradigmen auch, was dazu führt, dass für einen gewissen Zeitraum mehrere „Paradigmen“ gleichzeitig Geltung beanspruchen. Manchmal hat sich die Zeit längst weiterentwickelt, und ein Paradigma besteht immer noch hartnäckig weiter. Das heißt: Paradigmen folgen oft dem Gesetz der Zeitverschiebung mittels Inkubations- oder Antizipationszeiten: Sie kommen meist später als ihre Zeit, oder auch früher. Auch folgen sie dem Prinzip der Akkumulation: Sie integrieren so viel wie möglich, und schließen so wenig wie möglich aus, um länger Bestand zu haben und breitere Wirkung zu entfalten. Das trägt dazu bei, dass sich Teile oder Aspekte von ihnen verändern, andere aber weiterbestehen. Aus diesen Gründen würde ich von „Paradigmenwandel“ sprechen, und nicht von „Paradigmenwechsel“.

Frage: Einverstanden. „Paradigmenwandel“ also.

Benedikter: Mit der „Postmoderne“ kommt heute in Tat nicht nur ein Zeitabschnitt eines bestimmten „Paradigmas“, sondern möglicherweise auch der Paradigmenbegriff an sich, zumindest in der Totalität, mit der er die „postmoderne“ Epoche zwischen 1968 und 2001 beherrschte, an ein Ende. Seit dem weltpolitischen und weltkulturellen Wandel der Jahre 1989 bis 1991, und vor allem seit dem Symptondatum (nicht: Ursachendatum!) 11. September 2001 ist ein Abnehmen der Wirkmacht des universalen (De-)Konstruktivismus der „Postmoderne“ nicht nur in den westlichen Gesellschaften, sondern auch auf globaler Ebene zu beobachten. Diese Entwicklung geht mit der Suche nach neuen, „substantiellen“ Werten und Orientierungen einher. Die Auffassung von Wirklichkeit wird heute insgesamt vielfältiger, geschichteter. Während die wertvolle - und meiner Ansicht nach ebenso unhintergehbare wie unverlierbare - Einsicht der „Postmoderne“ in die „Konstruiertheit“ von Gesellschaft und kultureller Wirklichkeit zu Recht weiterbesteht, wird sie um Experimente mit kulturübergreifenden, „essentiellen“ Ich- und Geist-Erfahrungen ergänzt. Der Paradigmenbegriff zieht sich gegenwärtig dorthin zurück, wohin er gehört: In die Kulturgeschichte, während der Wahrheits- und Erkenntnisbegriff in den Wissenschaften und im allgemeinen Realitätsverständnis unserer Zeit

eine Wiederauferstehung feiert. Allerdings gibt es hier gewisse historisch bedingte Unterschiede: In den USA ist dieser „ausgleichende“ Trend in den Universitäten und in der allgemeinen Kultur sehr stark, während er in Zentraleuropa bislang schwächer ausgeprägt ist und langsamer voranschreitet.

Frage: Warum? Und was bedeutet es für die Entwicklung zwischen Europa und den USA?

Benedikter: Das hat vielfältige Gründe, und es hat auf beiden Seiten Vor- und Nachteile. In Zentraleuropa ist das Misstrauen gegen alle Art von „Essenzen“ aufgrund der historischen Erfahrung mit den Totalitarismen des 20. Jahrhunderts noch immer viel stärker ausgeprägt als in den historisch Idealismus-freundlichen und „essentialistisch“ ausgerichteten USA. Außerdem haben die USA das Humboldt-Modell der Universität bis heute weitgehend kultiviert, und damit eine transdisziplinäre und balancierte Idee des Verhältnisses zwischen „Paradigma“ und „Essenz“, während Europa diese Tradition, die es selbst erfunden hat, weitgehend über Bord geworfen hat. Europa ist meiner persönlichen Beobachtung konstanter und daher auch langsamer in seiner Kulturentwicklung, auch, weil es eine viel längere Geschichte im Hintergrund hat, während die USA schneller, dafür aber weniger stabil in ihren Richtungen sind.

Frage: Erwin Laszlo nennt den heutigen Wandel in den Ideengrundlagen der Zeit „Macroschift“, du „globale Systemverschiebung“. Was soll damit im Hinblick weniger auf die Gegenwart, als vielmehr im Hinblick auf die Zukunft gesagt sein? Mit anderen Worten: Welche Zukunft erwartet uns? Wie wird das Paradigma der Zukunft aussehen?

Benedikter: Das ist eine sehr schwierige, vielleicht auch im Kern unbeantwortbare Frage. Paradigmenverschiebungen kann man meist nur im Nachhinein feststellen und beurteilen, wenn sie auch manchmal bereits während ihres Geschehens gewisse Züge offenbaren. Ich bin immer sehr skeptisch, wenn sie als Element der Zukunftskennzeichnung gebraucht werden, als Mittel, um die Entstehung von etwas „ganz Neuem“ zu postulieren. Einen Paradigmenwandel herbeizureden war in den vergangenen Jahren oft ein Mittel der Progressiven und Alternativen, um eine „selbsterfüllende Prophezeiung“ zu generieren. Es ging oft gar nicht bewusst, sondern unbewusst darum, sozusagen zu behaupten es bestehe ein Paradigmenwandel mit Blick in die Zukunft, damit dieser sich dann auch ereigne, wenn nur genügend Menschen daran glaubten. Wir müssen hier vorsichtig sein, denn vieles davon war und ist notgedrungen Propaganda, wenn nicht gar Ausdruck der Verzweiflung an der Gegenwart. Also: Paradigmenanalysen sind als Vergangenheits- und manchmal auch als Gegenwartsinstrument der Anamnese und Analyse gut, als Zukunftsinstrument der Prognose problematisch. Natürlich kann man sie trotzdem dazu benutzen, aber man muss sich der damit verbundenen Probleme und Gefahren bewusst sein. Was ich einigermassen guten Gewissens sagen kann ist dies: Was heute im Gang ist, ist meines Erachtens eine durchaus globale Veränderung, die Einfluss auf alle Teile des Ganzen haben wird.

Frage: Sie haben eine Stiftungsprofessur in Santa Barbara und sind in Stanford engagiert. Wie erleben Sie von Kalifornien aus den gegenwärtigen Paradigmenwandel in den USA im Vergleich zu Europa? Inwiefern beeinflusst dieser Paradigmenwandel die Entwicklung des Politischen und Sozialen im Westen?

Benedikter: Zum Teil erheblich. Das gilt allerdings meines Erachtens wiederum stärker für die USA, weniger für Europa. Obama ist unter dem Slogan angetreten: „Wandel, dem man vertrauen kann“. Er meint damit offensichtlich nicht nur einen politischen, sondern auch einen kulturellen Wandel hin zu einer neuen Ausbalancierung von Idealismus und Pragmatismus, von Ideal und Wirklichkeit, von Paradigma und Essenz. Das haben seine visionären Reden zu Rasse, Globalisierung, Finanzwesen oder zur Außenpolitik gezeigt, und Obama hat den Anspruch auf „Paradigmenbalancierung“ auch immer wieder explizit vertreten und als den Kern seiner Amtszeit hervorgehoben. Obama will, dass ein inklusives Umdenken stattfindet. Das hat viele inspiriert und tatsächliche Änderungen hervorgerufen - im Gesundheitswesen, in der Außenpolitik der USA, in Abrüstungsfragen zwischen den USA und Russland. Andere Änderungen sind nicht gelungen, so zum Beispiel im Verhältnis zu China, dem Iran oder Nordkorea, wo Obama viel Zeit investiert hat, aber praktisch nichts erreicht hat. Daher hat er hier zuletzt auch wieder eine traditionellere, konfrontativere Gangart angeschlagen. Auch innenpolitisch ist der „paradigmatische Brückenschlag“ zwischen den Ideen von Progressiven und Konservativen, zwischen Demokraten und Republikanern nicht gelungen. Ganz im Gegenteil: der Graben zwischen den beiden Ideenformationen mit politischer Valenz ist tiefer denn je, und der Weltanschauungskampf wird erbitterter denn je ausgefochten. Hier ist von einem „Paradigmenwandel“ noch wenig zu spüren. Es findet in den heutigen USA unter Obama eher ein neuer „Paradigmen- und Weltanschauungskampf“ statt, der mit einer allgemeinen ideologischen Polarisierung der Gesellschaft verbunden ist.

Frage: In Europa ist all dies zumindest hinsichtlich der öffentlichen Sichtbarkeit weit weniger der Fall.

Benedikter: Ja. Führende Politiker wie Nicolas Sarkozy, Angela Merkel oder Silvio Berlusconi (um hier nur einige zentraleuropäische zu nennen) stehen eher für Stabilisierung denn für Wandel. Andere, wie etwa Gordon Brown, stehen in der Wahrnehmung der breiten Bevölkerungsmehrheit eher für das Alte denn für das Neue. Ich würde zusammenfassend sagen, dass in Europa derzeit eher ein Gefühl des „zu wenig“ an Paradigmenwechsel vorherrscht, während Obama in den USA eine starke, aber bislang auch stark polemisch und antithetisch bleibende Paradigmenbewegung ausgelöst hat.

Frage: Schließlich: Was kann die Zivilgesellschaft auf beiden Seiten des Atlantik zu einem positiven Paradigmenwandel beitragen? Kommt der Wandel weiterhin vorrangig „von oben“, oder kann er heute und künftig mehr und mehr auch „von unten“ kommen?

Benedikter: Die Zivilgesellschaft kann an der Ausbalancierung des Gegenwarts-Paradigmas zwischen Realismus und Idealismus mitwirken, weil sie selbst genau am Überschneidungspunkt zwischen diesen beiden Polen angesiedelt ist. Sie kann dazu beitragen, eine ausgewogene und gemäßigte „mittlere“ Anschauung zwischen Konstruktivismus und Neoessentialismus in der Gesellschaft zu verankern. Diese sollte ebenso nominalistisch-selbstkritisch sein, wie sie Ideale und humanistische Bestrebungen Ernst nimmt und als Wirklichkeiten auffasst. Damit kann sie dazu beitragen, die ganz ähnlichen Bestrebungen Barack Obamas, die „von oben“ kommen, „von unten“ zu unterstützen.

Thomas Stöckli

MA, Direktor des Instituts für praxisorientierte Forschung Solothurn, Schweiz.

Roland Benedikter

Prof. Dott. Dr. Dr. Dr., ist seit September 2009 Europäischer Stiftungsprofessor für Soziologie an der Universität von Kalifornien in Santa Barbara und Visiting Scholar 2009-13 am Europa Zentrum der Stanford Universität, USA. Mitarbeiter an Ernst Ulrich von Weizsäcker's Bericht an den Club of Rome 2003: Grenzen der Privatisierung - alle drei Fassungen: englisch 2005, deutsch 2006, chinesisch 2007 -; Autor und Herausgeber von 14 Büchern, Autor von mehr als 100 Einzelpublikationen in Fachzeitschriften des europäischen und anglo-amerikanischen Raums. Autorisierte Internetseiten: <http://europe.stanford.edu/people/rolandbenedikter/> und http://en.wikipedia.org/wiki/Roland_Benedikter. Kontakt: rben@stanford.edu oder r.benedikter@orfaleacenter.ucsb.edu.